Nr. 24 — **Leipzig, den 16. Juni** — **1889**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Waldesrauschen und Wasserbrausen — Neuere Verteidiger des Christentums: 4. Karl W. Ziegler, Zum Entscheidungskampf (Erste Hälfte) — Der englische Protestantismus. Streiflichter aus Vergangenheit und Gegenwart 1 — Kinderlehre in Neapel. Lebensbild aus der katholischen Kirche Italiens — Aus Bayern: Zur Denkschrift der bayerischen Bischöfe; Der Besuch von Vorlesungen über katholische Philosophie und Geschichte; Katholische Geographie — Verschiednes: Beschluß der kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen; Sächsische Geschichte im Wettiner Jubiläumsjahre 1889 — Zur Beachtung — Anzeigen

Waldesrauschen und Wasserbrausen

> Gott sei uns gnädig und segne uns; er lasse uns sein Antlitz leuchten, daß wir auf Erden erkennen seinen Weg, unter allen Heiden sein Heil. (Psalm 67, 2. 3)

Komm mit mir in den Wald.

Lasse dich nieder am schattigen Ort und schaue hinein in das leuchtende Grün, das die Sonne belebt! Sage deinem Auge, es möge dem Leuchten hinauf in die Wipfel folgen, so wird es das klare Blau des Himmels sehen, und darin laß es sich versenken — tief und tiefer!

In dieser Ruhe vernimm das Rauschen, das dich umwebt.

Ich lasse dich allein. —

Erst scheint es zu wehen weit von dir, hoch oben, unerreichbar dem Herzen. — Doch das Herz hat auch kein Verlangen darnach. Es hört noch andre Stimmen. Der Vöglein singender Ruf erfreut es. Lauschend wartet das Ohr, suchend wendet das Auge sich von der Himmelsklarheit zu dem lieblich malerischen Laube der Bäume und weilt mit Wohlgefallen darauf.

Aber das sanfte Rauschen währt fort.

Empfindest du auch, erfüllt von der Schönheit des Sichtbaren, kein Sehnen, es deiner Seele näher zu fühlen, so unterläßt es doch sein sanftes Andringen nicht.

Vorhin schien es so hoch oben zu weilen, jetzt aber ist es, als fühltest du es dir nahe — ganz nahe.

Und da vergißt nun dein Ohr den Gesang der Vöglein, und dein Auge findet die blaue Himmelstiefe wieder. Du hörst und hörst — und o! wie selig wirst du! Du hörst nicht allein, du empfindest mit ganzer Seele.

Frieden, Himmelsfrieden ist es, der dich umweht, dich durchweht!

Erleuchtung, Himmelserleuchtung ist es, die den Glanz deines Auges schafft, das forscht und forscht in dem Blau da droben!

Seligkeit, Himmelsseligkeit durchflutet dich so belebend, so verheißend!

Du durchdenkst dein Leben — und Dem Himmel zu von nun an! das ist dein heiliger Entschluß. — —

Waldesrauschen! du gleichst dem Wehen und Wirken des Gottesgeistes!

* * *

Am Wasser finde ich dich ein ander Mal.

Du sitzest und blickst in die geschäftigen Massen.

Ich schaue dich an.

Wie hat dein Auge sich in dem Wogen so verloren. Kein Bewußtsein leuchtet daraus. Unwandelbar starr ist es hineingeheftet in das Treiben, — träumend wie tot.

Und wie lehnst du so kraftlos an dem harten Stein! Wie schlaff fallen deine Arme in deinen Schoß! Ausdruckslos das Auge — ausdruckslos die Züge — ausdruckslos die Haltung!

Dazu brausen die Wasser hernieder in unaufhaltsamer Hast. Sie stürzen über- und untereinander in tosender Wucht. Betäubende Nähe!

Betäubend, daß kein Sehen, kein Denken, kein Wollen möglich scheint! Selbst das Hören ist unwillkürlich!

Wie soll hier die Seele sich finden?

Was weilst du denn da, wo du nicht du selbst bist?

Willst du mit hinunter gezogen werden ins unergründliche Meeresgrab?

Hinweg! wenn dein Leben du schätzest!

Hinweg! wenn deine Seele du noch merkest!

Auf! mit der Willenskraft des Verzweifelnden!

Hinweg! rette dich, rette dich! — — —

Wasserbrausen! — wehe: das Tosen und Verderben des Weltgeistes!

A P

Neuere Verteidiger des Christentums

4. Karl W. Ziegler, Zum Entscheidungskampf

(Erste Hälfte)*)

Das vortreffliche Buch von Karl Wilhelm Ziegler, Zum Entscheidungskampf um den christlichen Glauben in der Gegenwart (Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung; 4 Mk.), bezeichnet in der an die Gebildeten sich wendenden Apologetik einen bedeutsamen Fortschritt. Ich versuche, den Inhalt des Buches zu skizziren.

Als gemeinsamen Ausgangspunkt nennt der Verfasser nicht so wenig greifbare Größen, wie den Zug zum Unendlichen oder Herz und Gewissen in unbestimmter Allgemeinheit, sondern etwas sehr Bestimmtes: das christliche Sittlichkeitsideal. Nur die das anerkennen, und ihrer ist doch eine erhebliche Zahl, getraut er sich davon überführen zu können, daß zur christlichen Sittlichkeit auch der christliche Glaube gehört. Die Anerkennung des christlichen Sittlichkeitsideals ist die Voraussetzung, die er fordert; denn er weiß sehr wohl, daß man diese niemandem andemonstriren kann, daß es vielmehr durch einen Willensentschluß anerkannt werden muß. Von allen religiösen Beziehungen dieses Ideals muß natürlich vorerst abgesehen werden, denn um sie dreht sich ja gerade der Streit. Anderseits gilt es aber auch, die christliche Forderung der Nächstenliebe, die der Ausdruck für das christliche Ideal ist, vor aller Verflachung zu bewahren. Wenn nun die sittliche Forderung des Christentums die Voll-

---

*) Die erste Hälfte berichtet über den Inhalt, wie es kürzer und leichter nicht wohl möglich war; die zweite Hälfte wird die Beurteilung nachbringen.

D H

kommenheit in der Liebe ist und diese an alle Menschen ohne Unterschied gestellt wird, so zweckt sie offenbar auf eine allgemeine Verbindung der Menschen in der Liebe, auf ein Reich der Nächstenliebe ab. Da die sittliche Forderung des Christentums an alle Menschen sich wendet, so setzt sie voraus, daß alle eine gemeinsame Naturanlage zur Sittlichkeit haben, sodaß in ihnen sich das entwickeln kann, was wir Gewissen nennen, auf Grund dessen sittliche Forderungen gestellt werden können. Sie setzt ferner voraus, daß es allen möglich sein muß, ihrem Willen die Vollkommenheit in der Liebe als Ziel zu setzen, sodaß es Mangel an gutem Willen ist, wenn einer diesem Ziele sich nicht beständig nähert. Diese höchste Bestimmung, die das christliche Sittlichkeitsideal allen Menschen setzt, Glieder des Reiches der Nächstenliebe zu werden, läßt sich aus der Erfahrung nicht beweisen; sie muß geglaubt werden.

Hinsichtlich der Bestimmung des Menschen, die dieses sittliche Ideal setzt, scheiden sich die Wege. Auf der einen Seite giebt man die gleiche sittliche Bestimmung für alle zu, sieht aber in ihr nur eine Anlage zur Sittlichkeit, die es den Einzelnen ermöglicht, zu der Annäherung des Menschengeschlechts an das Vollkommenheitsziel einen Beitrag zu leisten. Man leugnet aber, daß alle Einzelnen dieses Ziel erreichen können; nur das ganze Geschlecht schreite demselben in allmählichem Fortschritt entgegen. Die Naturordnung sei so eingerichtet, daß sie diese fortschreitende Annäherung verbürge. Auf der andern Seite glaubt man, jeder Einzelne könne das Ziel erreichen. Dann würde allerdings, da im Diesseits die Erreichung dieses Zieles nicht erfolgt, der Tod keine Vernichtung der Persönlichkeit sein können; dann würde auch die Vorstellung eines persönlichen Gottes sich aufdrängen, da die Naturordnung die Erreichung dieses Zieles nicht gewährleisten kann; es würde das Gebot der Liebe auch auf Gott Anwendung finden, das Reich der Nächstenliebe zum Reiche Gottes werden.

Hieraus erhellt, daß mit dem sittlichen Ideal in jedem Falle ein Glaube an die Bestimmung des Menschen sich verbinden muß, ebenso eine Anschauung von der Welt, die der Vorstellung von der Bestimmung des Menschen entspricht und die ebenfalls auf Glauben beruht.

Aus den bisherigen Ausführungen ergiebt sich nun auch das apologetische Verfahren: wer das *sittliche Ideal des Christentums anerkennt, den kann man von der Wahrheit des dazu gehörigen religiösen Glaubens zu überzeugen versuchen.* Diese Apologetik maßt sich nicht an, das Dasein Gottes oder gar den christlichen Gottesbegriff oder die Unsterblichkeit der Seele mit wissenschaftlichen Mitteln jedwedem beweisen zu können; sie beginnt vielmehr mit der durchaus praktischen Frage: Willst du das christliche Sittlichkeitsideal als für dein Streben maßgebend anerkennen? Dann kann dir gezeigt werden, daß dein sittliches Streben den christlichen Glauben fordert. Mit einem andern Sittlichkeitsideal muß notwendig auch eine andre Glaubensweise sich verbinden; wer es aufstellt, wird die Aufgabe haben, seine Haltbarkeit nachzuweisen. Wenn nun der religiöse Glaube mit dem sittlichen Wollen unzertrennlich zusammenhängt, dann können auch die christlichen Glaubenslehren nur auf Grund dieses Zusammenhangs festgestellt werden. Nach diesem Grundsatze werden manche Glaubenslehren eine Veränderung erleiden müssen, auch wohl gar nicht als solche gelten können. Ziegler spricht es ausdrücklich aus, daß durch die Reformation diesem Grundsatze nicht durchweg Genüge geschehen sei.

So ist ein gemeinsamer Boden vorhanden: das christliche Sittlichkeitsideal, das von vielen anerkannt wird, die den christlichen Glauben abweisen. Zu jedem Sittlichkeitsideal gehört ein entsprechender Glaube. Die Aufgabe ist: denen, die das christliche Sittlichkeitsideal anerkennen, zu zeigen, daß zu ihm auch der christliche Glaube gehört. Zuvor hat jedoch die Verteidigung des Christentums noch eine andre Vorfrage zu erledigen: Was hat sie auf die Einrede der *Wissenschaft* zu erwidern, daß der Glaube vor ihren Ergebnissen nicht Stich halte?

Die strenge Wissenschaft*) hat es nur mit dem Gebiete menschlicher Erfahrung zu thun. Nur Erkenntnisse, die auf diesem Gebiete gewonnen sind, kann sie als wissenschaftliche Sätze aussprechen. Dies ist ein beschränktes, weil die menschliche Erfahrung eine beschränkte ist. Sie kann die Gesamtheit der Dinge nicht überblicken; was sie darüber sagt, sind keine wissenschaftlichen Sätze, sondern Vermutungen. Auch Zweck und Ziel der Menschheit ist in unsrer Erfahrung nicht gegeben, deshalb auch kein Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung, weder der naturwissenschaftlichen noch der philosophischen. Auch die Aufstellung einer sittlichen Forderung, wie die der allgemeinen Nächstenliebe, die allgemein und allezeit unbedingt gelten soll, überschreitet alle mögliche Erfahrung. Denn der Geltungsbereich für alle Orte und alle Zukunft, der ihr zuerkannt wird, stammt nicht aus unsrer Erfahrung. Die Forderung der allgemeinen Nächstenliebe ist kein wissenschaftlicher Satz, zu dessen Anerkennung jemand durch Demonstration genötigt werden könnte; der Einzelne kann nur vermöge eines Willensentschlusses sich dahin entscheiden, daß diese Forderung für ihn gelten solle. Wenn Philosophen von einer sittlichen Weltordnung reden, wenn sie ein oberstes Weltprinzip aufstellen, das Absolute oder die Substanz, so sind das keineswegs Ergebnisse strenger Wissenschaft. Denn dieses Oberste liegt ja jenseits aller menschlichen Erfahrung; es kann nicht gewußt, sondern nur geglaubt werden. Keine Weltanschauung ist ein Erzeugnis der Wissenschaft, sie beruhen alle auf Glauben. Eine *wissenschaftliche* Weltanschauung kann es nicht geben. Denn jede Weltanschauung setzt voraus, daß die Welt ein in sich zusammenhängendes, geordnetes Ganze sei; sie sagt etwas aus über ihren Ursprung und Zweck. Aus Erfahrung können wir darüber nichts wissen, sondern nur *glauben*. Weltanschauung kommt nicht so zu stande, daß mittels logischer Schlüsse aus dem ganz objektiv festgestellten Erfahrungsmaterial über die Erfahrung hinaus das möglichst Wahrscheinliche geschlossen würde. Denn dann würde es völlig unerklärlich sein, wie Menschen zu durchaus entgegengesetzten Weltanschauungen kommen können. *Schopenhauer* hat von der Welt geurteilt, sie sei so schlecht, daß sie verdiene, zu grunde zu gehen, und *Strauß* hat die Welt höchst vortrefflich gefunden — sie haben beide dieselbe Welt vor Augen gehabt und erfreuten sich beide eines vortrefflichen Denkvermögens. Woher also die Verschiedenheit? Offenbar weder aus der Erfahrung, noch aus der Vernunft, sondern aus Gefühls- und Willensrichtungen, die den Entschluß erzeugen, die Welt so oder so anzusehen und zu beurteilen. Wenn nun jede Weltanschauung auf Glauben beruht, so geht der Glaube aus einem Willensentschlusse hervor. Natürlich darf man sich die Sache nicht so vorstellen, als ob einer zu guter Stunde sich hinsetzte und feierlichst sich entschlösse, diese oder jene Weltanschauung sich anzueignen. Sondern Gefühl und Wille, durch Erziehung, durch die Einwirkung und Aneignung mannigfaltiger Einflüsse so oder so bestimmt, bedingen die Art der Weltanschauung, die ein Mensch zu der seinen macht. Wenn sich nun auch durchaus nicht behaupten läßt, daß jede Weltanschauung durch einen bewußten Willensakt angeeignet wird, so wird doch bei ihrer Behauptung gegenüber andern Weltanschauungen die Bedeutung des Willens vollkommen klar. Der Anhänger einer materialistisch-atheistischen Weltanschauung verwirft den Glauben an Gott und ein ewiges Leben. Er will das nicht glauben, er will anders glauben. Je mehr übrigens eine Weltanschauung das entsprechende sittliche Thun fordert, desto mehr beruht auch ihre Aneignung auf dem bewußten Willensentschluß: ich will so glauben und will so thun. Wie auch der wissenschaftliche Unglaube, der sich anscheinend auf Gründe objektivster Art stützt, vom Willen abhängig ist, kann man von *Virchow* in einem vielgenannten Vortrage anerkannt sehen. Man kenne keine einzige Thatsache, führt er aus, die sich für eine Urzeugung in der Weise anführen lasse, daß unorganische Massen sich jemals freiwillig zu organischen Massen entwickelt hätten. Wenn man freilich die Schöpfung nicht annehmen *wolle* und doch eine Vorstellung sich machen *wolle*, wie das erste organische Wesen von selbst hätte entstehen können, so bleibe nichts andres übrig, als die Vorstellung der Urzeugung. Also weil man will, nicht weil wissenschaftliche Gründe dazu nötigen! Noch viel ein-

*) Die Ausführungen über diesen Punkt geben den Inhalt des betreffenden Abschnitts bei Ziegler in sehr freier Weise wieder.

leuchtender ist, daß der praktische Unglaube unter dem Einflusse des Willens entsteht. Als Beispiel diene die bekannte Aeußerung aus dem Volksstaat: „Entweder giebt es keinen Gott, und dann können wir die alten Gesetze ändern, so viel wir Lust haben. Oder es giebt einen Gott — und dann wären wir allerdings geleimt.“ Erstens will man die alten Gesetze ändern, und zweitens will man nicht geleimt sein, also darf es keinen Gott geben. „Glücklicherweise hat noch niemand das Dasein Gottes beweisen können“ — man wünscht eben, daß es keinen Gott gebe; das Gegenteil hat ja freilich auch noch niemand beweisen können. Ihrem Willen zuliebe läßt sich der Glaube mancher Menschen sogar mit einem gelinden Unsinn genügen. Sie wollen ihre religiösen Vorstellungen in nebelhafter Verschwommenheit halten; sie fühlen sich offenbar wohler dabei. Ich erinnere mich, bei dem Tode des Kaisers Friedrich irgendwo gelesen zu haben, seine Seele sei zu dem ewigen Etwas zurückgekehrt, von dem sie ausgegangen sei. Den Unsinn eines ewigen Etwas nimmt man in den Kauf, nicht auf irgendwelche Gründe hin; man will es so.

Sowie die Wissenschaft, die Erfahrung überschreitend, etwas über Ursprung und Ziel der Welt lehren will, predigt sie einen Glauben; und einen Glauben sollte sie nicht für Wissenschaft ausgeben. Die Thatsache, daß jede Weltanschauung, die christliche so gut wie die atheistische, eine Weise des Glaubens ist, kann nicht scharf und bestimmt genug zum Ausdruck gelangen. Imponirt doch den Gebildeten und Halbgebildeten dieser Tage nichts so sehr wie die Wissenschaft! Sind sie doch von vornherein geneigt, der Wissenschaft gegen die Religion Recht zu geben! Daher kann man ihnen nicht oft genug deutlich machen, daß die Wissenschaft über die höchsten Fragen des Lebens keine Erkenntnisse haben kann. Was dem Christentum entgegengehalten wird, sind nicht die Ergebnisse der Wissenschaft, sondern eine andre Art zu glauben. So steht Glaube gegen Glaube, und es kommt nur darauf an, welcher Glaube für sich die besten Gründe anzuführen vermag.

So ist die Sachlage bestimmt und deutlich bezeichnet. Als gemeinsamer Boden wird die Anerkennung der christlichen Sittlichkeit verlangt, die ja thatsächlich viele festhalten wollen, die dem christlichen Glauben den Abschied erteilt haben; jedes Sittlichkeitsideal fordert einen Glauben; dieser Glaube ist kein Erzeugnis des wissenschaftlichen Denkens, sondern beruht auf einem Willensentschlusse.

Damit ist das unsichre Hin- und Hertasten früherer Apologeten abgethan, die, über alle Grundfragen im unklaren, nur über ihre Absicht, alles zu verteidigen, klar waren.

Ziegler wendet sich nun gegen die Gegner des christlichen Glaubens. Man merkt es seiner tief erregten Sprache an, daß er selbst einst ihre Wege gegangen ist. Auch darin unterscheidet er sich vorteilhaft von manchen der frühern Apologeten, die solche Pfade nie gewandelt sind und daher über sie nur in einer Weise reden können, die lediglich das Befremden erweckt, wie überhaupt jemand dazu habe kommen können, sie zu betreten.

Unter den Ungläubigen versteht Ziegler ganz allgemein die, welche den christlichen Glauben an ein für alle Menschen erreichbares sittliches Vollkommenheitsziel ablehnen. In ihrem eignen Glauben vergöttern sie Natur und Menschengeist. Diese sogenannte „moderne Weltanschauung,“ die nur von der Welt weiß und daher beansprucht, einheitlich zu sein (Monismus), schließt aus dem Grundgesetze der Natur, der Vergänglichkeit alles Einzelnen, daß nur das Ganze der Natur bleibe und nur der Menschheit eine lange Dauer beschieden sei. Es ist daher Aufgabe des Einzelnen, sich über die Kürze und die Schmerzen des Daseins zu erheben und für das Ganze zu wirken im Hinblick auf die Herrlichkeit, die zukünftige Geschlechter genießen werden. Der Einzelne muß auf persönliche Vollkommenheit und Seligkeit verzichten.

Man preist diese Weltanschauung als eine wissenschaftliche. Sie dehnt die irdische Erfahrung, die ein stetes Entstehen und Vergehen zeigt, auch auf den Geist aus. Die Erfahrung zeigt in der Menschheitsgeschichte einen stetigen Fortschritt vom Niedern zum Höhern; es liegen also die Keime vor, die sich zu

einem herrlichen Endziel entwickeln können. Man schließt nun aus dieser Erfahrung rückwärts: alle Kräfte des geistig-sittlichen Daseins liegen in der ursprünglichen Keimkraft der Natur beschlossen — vorwärts: sie müssen sich zu völliger Reife entwickeln. Das will sagen, man glaubt es. Diese Weltanschauung ist ein Glaube, ihre vorgebliche Wissenschaftlichkeit reiner Schein. Und wenns schließlich doch nur auf Glauben hinausläuft, weshalb nicht jedem Einzelnen die stetige Vervollkommnung wünschen, die man allzu kärglich nur der Menschheit im großen und ganzen gönnen will?

Nun kann man ja freilich, da Ursprung und Ziel der Welt doch dunkel, auf jede geschlossne Weltanschauung verzichten, gewisse sittliche Grundsätze haben und den praktischen Aufgaben des Lebens sich widmen. Doch sowie man überhaupt nur Pflichten anerkennt, liegt darin eine weiter treibende Konsequenz, der man sich nicht entziehen kann: was man für sich als sittlich gut anerkennt, das muß es für alle sein — man muß also an eine gemeinsame sittliche Pflicht glauben. Die Anerkennung der Pflicht setzt ferner den Glauben voraus, daß der sittliche Zweck wirklich erreichbar sei, denn ohne diesen Glauben müßte das sittliche Streben als von vornherein aussichtslos aufgegeben werden, oder, wenn die Pflicht einem Menschen doch als unbedingt verbindlich gegenüberstünde, so müßte er ein Dasein verwünschen, das mit solchen Widersprüchen belastet ist. Wenn man dagegen an die Erreichbarkeit des sittlichen Zweckes glaubt, dann muß man auch an eine Weltordnung glauben, die sie möglich macht, und — man wird immer weiter getrieben — ihr Träger kann nur ein vernünftiges Wesen sein, das den zweckmäßigen Verlauf der Weltentwicklung will. Den persönlichen Gott wollen aber die Ungläubigen nicht. Denn da sie die sittliche Vervollkommnung des Einzelnen für unmöglich halten, so würde ja der persönliche Gott, den sie glaubten, ein unsittliches Wesen sein, das mit Wissen und Willen die Vollkommenheit der einzelnen Menschen hinderte. Solch einen Gott wollen sie begreiflicherweise nicht.

Auch die pantheistische Weltanschauung, die eine angebliche Wissenschaft in ein dichterisches Gewand hüllt, ist ein Glaube. Man kann nicht leugnen, sie entrollt ein Bild von berauschender Schönheit: „Der Kreislauf des Werdens unzähliger Planetensysteme erzeugt in ewig wiederholter, ununterbrochner Stufenfolge Pflanzen, Tiere und endlich Menschen von stetig wachsender Vollkommenheit, wobei immer die jedesmal niedrigere Stufe die notwendige Vorbedingung der höhern und höchsten ist“ — dieses Bild noch geschmückt mit religiösen Gedanken des Christentums, die allerdings, um passend zu sein, sich eine Verdünnung gefallen lassen müssen! Aber das sind doch nimmermehr Ergebnisse strenger Wissenschaft, sondern Sätze eines dichtenden Glaubens, dem die Richtung durch den Wunsch gewiesen wird, wenigstens für das Auge des Geistes eine schöne Welt zu gestalten, da sich die bestehende doch nicht schöpferisch umformen läßt. Wenn man freilich einmal dichtet, warum dann nicht auch dichten, daß jeder Mensch das Ziel der Vollkommenheit, wenn auch auf weitem Wege, erreichen könne? — Auf den lichten Höhen dieser dichterischen Weltanschauung können nicht alle wandeln. Das arme Volk kann sie nicht erklimmen. Diese Gedanken sind ihm zu fein. Den Himmel hat man ihm genommen, drohend begehrt es seinen Teil am Diesseits. Und andre wieder haben das hervorgehoben, worüber jene kühnen Dichter leichten Herzens hinweghüpften, den Schmerz. In der Befreiung vom Schmerz, die uns nur mit der Befreiung vom Leben im Tode werden kann, liegt die Seligkeit. Haben jene das Leben auf Erden vergöttert, so vergöttert der Pessimismus den Tod.

Diese vom Christentume abweichenden Weltanschauungen, die aber doch immer noch etwas mit ihm gemeinsam haben, sind also nicht hervorgegangen aus wissenschaftlichen Gründen; sie beruhen auf Glauben. Und dieser Glaube richtet sich nach der Art, in der das sittliche Ideal vorgestellt wird. Der Verfasser geht nun noch näher auf das Verhältnis zwischen Religion und Sittlichkeit ein.

Nach der Anschauung des Unglaubens ist das sittliche Ideal ein bloßes Ideal, das von den Einzelnen nie verwirklicht werden kann. Dieses Ideal erzeuge die Menschheit nach ihr eingebornen

Gesetzen. Lange sei es als Forderung eines göttlichen Gesetzgebers erschienen; nachdem es aber in der Menschheit lebensfähig geworden sei, bedürfe es dieser Stütze nicht mehr; die religiöse Ableitung könne beiseite gethan werden. Die Menschheit gebe sich selbst ihr sittliches Gesetz. Doch wie erzeugt sie denn dieses sittliche Ideal aus sich selbst? Ist es etwa zusammengesetzt aus all den edeln Zügen, die das Leben der Menschheit bietet? Dann mußte aber doch ein Maßstab vorhanden sein, nach dem man diese Züge sammelte; man mußte ein Sittlichkeitsideal bereits besitzen — mit andern Worten: diese Erklärung ist unmöglich. Doch wenn man auch wirklich annehmen wollte, die sittliche Entwicklung der Menschheit sei in einer Reihe von Versuchen verlaufen, allgemeingiltige Werte und Zwecke für das Wollen aufzustellen, so ist doch gar nicht zu verkennen, daß alle mögliche Erfahrung überschritten wird, wenn irgend eine Handlung oder Gesinnung als sittlich wertvoll oder gut bezeichnet wird. Denn dabei ist die Meinung, daß dieses Sittliche unbedingten und höchsten Wert habe: so gesinnt zu sein, so zu handeln müsse ein jeder mit aller Kraft erstreben. Dieser unbedingte und höchste Wert des Sittlichen wäre erfahrungsmäßig nur festzustellen, wenn alle möglichen Werte erforscht und dabei das Sittliche als der höchste erfunden wäre, und wenn sodann an allen Menschen, die je dagewesen sind und sein werden, die Erfahrung gemacht wäre, daß sie der Anerkennung des Sittlichen als des höchsten Wertes sich ohne Verletzung ihres Gewissens nicht hätten widersetzen können. Dann erst wäre durch Erfahrung festgestellt, daß das Sittliche der höchste und für alle giltige Wert sei. Das ist natürlich nicht möglich, und doch sagen wir mit unerschütterlicher Gewißheit: ich soll und ein jeder soll. Dieses Sollen, das in Geltung bleibt, auch wenn kein Mensch es von uns verlangte und wir selbst uns ihm widersetzen, „steht außer und über dem aus Erfahrung bekannten Willen aller einzelnen Menschen, ja selbst über dem thatsächlichen Willen ihrer Gesamtheit.“ Soll der sittlich gute Zweck wirklich als unbedingt wertvoll angesehen werden — und das ist ja die unumgängliche Voraussetzung, wenn man ihn erstreben will —, dann genügt nicht die Erfahrung, daß er stets von einer Anzahl von Menschen dafür gehalten sei; es muß vielmehr gewollt und geglaubt werden, daß er der wertvollste bleibe, was auch Menschen von ihm mögen gehalten haben oder halten. Und dann muß man notwendig noch einen Schritt weiter thun. Man muß dann auch glauben, daß auch die dunkle Macht der Gesamtheit alles Seienden, von der der Mensch in seinem Wirken so vielfach abhängig ist, jenen Wert ewig anerkenne, mag man diese Anerkennung zunächst auch nur so verstehn, daß ein andrer Wert, der noch höher geschätzt werden könnte als das Sittliche, thatsächlich nicht vorhanden ist, und daß es einen Zusammenhang aller Dinge giebt, „welcher jedem, der thut, was er soll, den wirklichen Genuß des unbedingt höchsten Wertes verschaffen wird.“

Das führt hinüber zur Frage nach der Religion. Auch in der Religion handelt es sich wie in der Sittlichkeit um Werte, die durch das Gefühl festgestellt werden. Die rein sinnliche Unterscheidung zwischen Wohl und Wehe, die als Wert und Unwert empfunden werden, ist der Boden, auf dem die Religion entspringt. Die einzelnen Erfahrungen von Wohl und Wehe, die Gefühle der Lust und Unlust ordnet der Mensch seinem Selbstgefühle, dem Gefühle von seinem Gesamtwerte unter; er kann nicht anders, und er will in diesem Gefühle sich zu behaupten suchen. Er thut das trotz allen entgegenstehenden Erfahrungen, indem er die Vorstellung einer Macht oder von Mächten bildet, die die Welt absichtlich zu seinen Gunsten oder Ungunsten regieren und sich von ihm beeinflussen lassen. Religion hat also der Mensch, sofern er Güter erstrebt oder Uebeln widerstrebt, die im Zusammenhange mit seinem Selbstgefühle stehen. Das, ohne welches der Mensch sich auf die Dauer nicht „haben und leiden mag,“ ohne welches er sich selbst aufgeben, d. h. das Gefühl von seinem Werte verlieren müßte, das ist ein Gut, das Gegenteil ein Uebel. Der Angehörige eines Jägervolkes z. B. kann sich nicht anders „haben und leiden“, denn als glücklichen Jäger. Ohne Hoffnung auf glückliche Jagden würde er sich als Jäger und, da er wesentlich nichts andres ist, sich selbst aufgeben. Da nun die Welt die Ansprüche des Menschen auf Güter nur zum Teil befriedigt, so muß er über die Welt sich erheben. Das versucht er im religiösen Glauben, indem er die Vorstellung von Mächten bildet, die imstande sind, ihm jene Güter zu gewähren. Güter in dem bezeichneten Sinne kann der Mensch auf die Dauer nur erstreben, wenn er religiösen Glauben hat. Zunächst erscheint die Religion vorzugsweise als ein maßloses Mehrbegehren über die Welt hinaus, das denn ja auch in der Weltflucht seine Erfolglosigkeit eingestehen mußte. Aber es ist doch die Frage, ob sie gegen das Sittliche sich gleichgiltig verhalten kann, ob der natürliche Wille, aus dem die Religion geboren ist, nicht zum sittlichen werden muß.

In der That geht die sittliche Entwicklung mit der religiösen überall zusammen. Aus der Sitte, die durch Naturanlage und Gewöhnung für bestimmte Kreise gilt, entwickelt sich die eigentliche Sittlichkeit, indem das Gesetz, das der Mensch unwillkürlich gelten ließ, durch persönlichen Willensentschluß angeeignet wurde. Diese Form der Sittlichkeit, die freie Selbstentscheidung, verändert sich nicht weiter; wohl ihr Inhalt. Sittlich gut ist nun dasjenige, was in einer bestimmten Gemeinschaft als für alle Glieder unbedingt wertvoll erstrebt werden soll. Veränderungen in der Anschauung vom sittlich Guten treten also dann ein, wenn in der gemeinsamen Wertschätzung der sittlichen Güter und Zwecke eine Veränderung eintritt. Bei seiner Wertschätzung der sittlichen Güter macht nun der Mensch zugleich religiöse Erfahrungen. Ohne diese Güter kann er nicht sein; er erfährt aber auch, daß er sie aus eigner Kraft nicht hinreichend bewahren kann. Deshalb haben die Völker die Götter als Urheber und Hüter des Sittengesetzes gedacht. Ferner: sobald die Forderungen des Sittengesetzes als unbedingt und allgemein giltig anerkannt werden, muß die Herrschaft des Guten oder die Herstellung eines vollkommnen Reiches der Guten als höchstes Gut erscheinen, ohne das der Mensch „sich nicht haben und leiden mag,“ also als das höchste Gut im religiösen Sinne. So kann der Mensch nicht anders, er muß glauben, daß die überweltliche Macht, die um sein Wohl und Wehe sich kümmert, auch Sorge tragen werde, sein höchstes Gut zu verwirklichen. Das sittlich Gute kann als unbedingte Forderung für alle in der That nur dann ernstlich geltend gemacht werden, wenn man zugleich glauben will, daß alles dem einen höchsten Zwecke des Guten schließlich dienen muß, daß also eine Macht den Weltlauf leitet, die selbst vollkommen gut ist.

Eine Macht im Leben des Einzelnen und der Gesamtheit können die sittlichen Forderungen nur durch die entsprechende Religion werden. Ohne den eben charakterisirten Glauben müssen sie auf den Willen von vornherein lähmend wirken. Auch die Religion bleibt durch die Verbindung mit der Sittlichkeit nicht ein maßloses Mehrbegehren über die Welt hinaus, sondern der Gläubige sucht als höchstes religiöses Gut das Reich der Guten und das Reich Gottes, hier beginnend, das Ziel aller Dinge.

Gottes Macht und Gottes Wille wird vom Menschen auf keine andre Art erkannt als dadurch, daß er an den Sieg des Guten glaubt und in solchem Glauben immer mehr erlebt, wie nur dieser Eine Glaube gewissen Grund hat und alle andre Gewißheit erst wahrhaft begründet. Und eben weil solche religiöse Erfahrungen für den, der das Gute will, möglich sind, ebendarum ist der sittliche Wille nicht vollständig und nicht vollkommen wahr, wenn er den Menschen nicht dahin führt, daß er sich zuletzt auch im Glauben das sittlich Gute zugleich als religiöses Gut vorhält, als das, worin er allein schließlich Seligkeit finden kann und, so wahr Gott lebt, finden wird.

So hat sich gezeigt, daß Religion und Sittlichkeit zusammengehören. Auch die Ungläubigen, falls sie eine Sittlichkeit haben wollen, können ohne einen Glauben nicht sein, nur daß ihr Glaube auf einer niedrigern Stufe steht als ihre Sittlichkeit. Nun kann die Frage, um die der Streit sich drehte: Welch ein Glaube gehört zur christlichen Sittlichkeit? entschieden werden. Der Ungläubige wird nicht selten im sittlichen Ideal eine gewisse ästhetische Genußsucht zu befriedigen suchen; er wird von einer paradiesischen Zukunft der Menschheit träumen, ein Traum, der seiner eignen sittlichen Entwicklung wenig helfen wird. Wer aber in dem sittlichen Ideale wirklich einen kräftigen Antrieb zum sittlichen Handeln haben will, der muß mit thatkräftigem Willen sich zu dem Glauben entschließen, daß das

Vollkommenheitsziel für alle erreichbar ist, daß auch die eigne Schwäche und der Tod seine Erreichung nicht hindern können, daß es eine Macht giebt, die den unvollkommnen Willensbestrebungen zum Erfolg verhelfen will und die Welt zum Zweck des vollkommnen Guten ewig beherrscht. Diese Macht ist der persönliche Gott; der Glaube an ihn gehört zur christlichen Sittlichkeit. Nun freilich steht es dem Unglauben frei, anzunehmen, diese Macht sei die Natur; die Naturordnung sei die sittliche Weltordnung zugleich, die freundlich und gütig jedem, der guten Willen hat, ermögliche, daß er das Ziel der sittlichen Vollendung erreiche. Natürlich steht es ihm frei, so zu dichten; er kann ja glauben, was er will; aber nachweisen, daß zum christlichen Sittlichkeitsideal ein andrer Glaube gehöre, als der Glaube an den persönlichen Gott, das kann er nicht, auch wenn er es will.

J C

Der englische Protestantismus

Streiflichter aus Vergangenheit und Gegenwart

1

Es ist gut für uns, hier in England zu sein. Es ist eure Sache, ehrwürdige Väter, zu unterjochen und zu unterwerfen, zu biegen und zu beugen den Willen eines herrschgewohnten Geschlechts, den Willen, der, wie der Wille des alten Rom, über Nationen und Völker gebietet, unbesieglich und unbeugsam. Ihr habt eine große Aufgabe zu erfüllen, und groß ist der Preis, um den ihr kämpfet. Sicherlich eines Soldaten Auge und eines Soldaten Herz würde instinktiv England erwählen als Schlachtfeld für den Kampf des Glaubens; ein edleres und größres könnte nicht gefunden werden..... Was Afrika war für die Glaubensspaltung, die vor der Gegenwart des heiligen Augustin dahinschwand, das ist England für die Meister-Häresie dieser spätern Tage. Es ist das Haupt des Protestantismus, der Mittelpunkt seiner Bewegungen, die Hochburg seiner Kräfte. In England geschwächt, ist der Protestantismus überall gelähmt; ist er hier einmal über den Haufen geworfen, so ist alles andre nur ein Krieg im kleinen. Alle Straßen der Welt treffen in einem Punkte zusammen; ist dieser Punkt erreicht, so liegt die ganze Welt offen für den Willen der Kirche. — Ist England einmal für den Glauben wiedergewonnen, dann wird es zum Evangelisten der Welt.

Englisches Selbstgefühl und römische Eroberungslust tönen merkwürdig zusammen in diesen hochtrabenden Worten. Sie wurden 1859 bei dem dritten Provinzialkonzil in London von dem jetzigen Kardinal Manning gesprochen, der selbst einmal Glied der protestantischen Staatskirche Englands war, dann römisch wurde und seit Jahrzehnten nun der Führer aller papistischen Bestrebungen in England ist.

Ist England wirklich die Hochburg des Protestantismus? Hat Rom den Sieg in England so sicher vor Augen? Es lohnt sich, diesen beiden Fragen ein wenig nachzugehen, wenn auch in aller Kürze, wie sie der Raum dieser Zeitschrift gebietet.

Es gab Zeiten, in denen Herz und Auge der protestantischen Welt auf England gerichtet stand. Das war, als man 1588 und 1688 schrieb. Die Gegenreformation hatte ihren verheerenden Zug über den Kontinent begonnen. 1572 war die Pariser Bluthochzeit, durch die 30000 französische Protestanten ihr Leben verloren. Philipp II. von Spanien stellte seine Riesenmacht zur Verfügung des Papstes und der Jesuiten. In spanischen Diensten erfocht der Prinz von Parma über die Niederländer einen Sieg um den andern. 1584 war es Philipp endlich gelungen, Wilhelm von Oranien durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, und nun sammelten sich überall die Schiffe, die, zur unüberwindlichen Armada vereinigt, dem Protestantismus in England und damit auch in Europa den Todesstoß geben sollten. Besonders bestimmend und ermutigend waren für Philipp die Berichte der Jesuiten. Dreihundert Priester hatten sich in England eingeschlichen, um die Empörung zu organisiren unter Führung von W. Allen, dem spätern Kardinal, der eben ein Schriftstück verfaßt hatte zum Nachweis, daß es nicht bloß gesetzlich, sondern heilige Pflicht sei, auf des Papstes Geheiß die Waffen zu ergreifen und für den katholischen Glauben gegen die Königin (Elisabeth) und andre Ketzer zu kämpfen. Bald verkündeten die Jesuiten triumphirend, die englischen Katholiken seien nun so zugerichtet, daß sie bereit seien, katholische Hilfsvölker jeder Nation einzulassen, denn sie hätten

gelernt, ihre heimischen Ketzer mehr zu hassen als irgend eine fremde Macht. Im Vertrauen hierauf wagte Philipp den großen Wurf. Alle Welt weiß, wie es ging. Das Werk der Jesuiten brach in einem Augenblick zusammen, als es galt, das Vaterland zu verteidigen. Die großen katholischen Lords, die Allen als Genossen Philipps aufgezählt, traten so gut wie die kleinen Edelleute Seite an Seite mit den Protestanten, und als am 19. Juli 1588 die englischen Feuerzeichen entlang der Küste flammten, um das Nahen des Feindes zu melden, traf dieser ein einiges Volk. Was die rastlos behenden, tapfern Seeleute Englands, unterstützt von den Holländern, nicht zerstörten, das erlag den Stürmen, die Gott sandte.

Der Sieg über die Armada, die Errettung vor Spanien, das Schwinden des katholischen Schreckens, der wie eine Wolke über dem englischen Volke drohte, war gleich einem Schritt vom Tode zum Leben. Innen wie außen hellte sich der dunkle Himmel plötzlich auf. (Green, Hist. of the Engl. People 2, 447.)

Wir überspringen ein Jahrhundert. Nach dem Hause der Tudors, das mit Elisabeth erlosch, kamen die Stuarts auf den englischen Thron. Es kamen die selbstherrlichen und hierarchischen Gelüste eines Jakob I., Karls I., dann die große Revolution und die Zeit Cromwells; die Gedanken und Grundsätze der Reformation arbeiteten sich immer tiefer in Gemüt und Verfassung des englischen Volkes hinein; England wurde ein ausgeprägt protestantisches Staatswesen. Da kehrten 1660 die Stuarts auf den väterlichen Thron zurück; aber was sie aus der Fremde mitbrachten, war die Ergebenheit gegen den römischen Stuhl, die Abhängigkeit von Frankreich. Was hundert Jahre früher Philipp II. von Spanien gewesen, war jetzt Ludwig XIV. von Frankreich, der Kämpe Roms. Die heimkehrenden Stuarts sollten England zum Gehorsam gegen Rom zurückführen und zum Vasallen des französischen Königs machen. Karl II. hatte noch Klugheit genug, um den Umständen Rechnung zu tragen und seinen Uebertritt zum Katholizismus in der Stille zu vollziehen; anders dagegen Jakob II. „In seiner Natur lag es, in jeder Richtung zum Aeußersten fortzugehen; er suchte zwischen Abgründen den Weg zu seinem Ziel.“ Als Konvertit bestieg er den englischen Thron 1685, in demselben Jahre, in dem Ludwig XIV. das Edikt von Nantes aufhob und den französischen Protestantismus auf den Tod verwundete. Rücksichtslos bot Jakob II. alles auf, um der katholischen Religion nicht nur die freie Ausübung, sondern die herrschende Stellung zu verschaffen. Die großen protestantischen Parteien wurden eine gegen die andre ausgespielt, das Heer unter katholische Führung gebracht, ein Jesuit, Petre, der Beichtvater des Königs, in den Staatsrat berufen. „Ich will entweder alles erlangen oder alles verlieren,“ war der Bescheid Jakobs II. auf die Bedenken seiner Freunde. Die gesetzlichen Gewalten in Parlament und Kirche wurden zu einem Kampf um das Dasein gedrängt. Die Protestanten richteten Auge und Hoffnung auf den Schwiegersohn des Königs, den Prinzen Wilhelm von Oranien, Generalkapitän der Republik Holland. Ranke vermutet,*) zuerst in Potsdam von dem großen Kurfürsten sei der Gedanke, wenn nicht gefaßt, so doch ausgesprochen worden, der Prinz von Oranien müsse sich der Krone Englands bemächtigen. Als die Entscheidung herannahte, starb der große Kurfürst; die letzten Parolen, die er austeilte, waren: London, Amsterdam. Sie verraten, womit seine Seele damals umging (29. April 1688). Zum Glück hatte sein Nachfolger Verständnis für die Lage. Es war die lebhafte Ueberzeugung verbreitet, wenn die katholische Konversion in England durchgeführt sei, so werde das nämliche in Holland und zuletzt „nach der Wohlthat des Polyphem“ auch in Deutschland versucht werden. In diesem Gemeingefühl für die großen Interessen der Nation und des Protestantismus bildete sich eine Vereinigung derselben Fürstenhäuser, die seinerzeit die Reformation in Deutschland durchgeführt hatten, zu deren Rettung in Europa; Brandenburg übernahm die Führung. Durch diese deutschen Bundesgenossen gedeckt, konnte Wilhelm von Oranien dem Rufe der englischen Protestanten folgen. Den Kern seines Heeres bildeten englisch-schottische Regimenter, die gegen

*) Englische Geschichte 5, 526.

den Willen ihres Königs in Holland verblieben waren. Ihnen gesellten sich französische Hugenotten bei, die in Jakob II. denselben Feind bekämpften, der sie aus dem eignen Vaterlande vertrieben hatte. Die Reiterei bestand großenteils aus Deutschen, namentlich aus Brandenburgern. Etliche Scharen Nationalschweden schlossen sich an, und von ganzer Seele waren die Holländer dabei.

Wie griffen da alle von der französischen Uebermacht gefährdeten und dadurch zu ihrem Bewußtsein aufgerufnen Elemente mit der englischen Opposition so gewaltig zusammen! Sie wurden durch das allgemeine Gefühl verbunden, daß die Rettung der europäischen Freiheit und der protestantischen Religion auf dem Gelingen dieser Unternehmung beruhte. Man betete in allen Kirchen zu dem allmächtigen Gott, dem Herrn der Heerscharen, die Unternehmung zu schirmen zur Ehre seines Namens und zum Heil seines Volkes.

Die Landung wurde ohne Widerstand am 5. November vollzogen. Die Kräfte, die Jakob II. zum Kampfe aufbot, versagten völlig den Dienst; Pater Petre mit der falschen Feinheit, die ihm eigen war, riet dem Könige, sein Heil in der Flucht nach Frankreich zu suchen. Am 25. Dezember, am Christtage, erreichte er die französische Küste. Jakob II. „verließ das Steuer, das er nach einem falschen Polarstern gerichtet hatte.“*)

Unter dem Prinzen von Oranien als König Wilhelm III. bekam nun England in Staat und Kirche vollends die Form und Fassung, die bis zur Katholikenemanzipation von 1829, ja in großen Zügen bis heute noch giltig ist, — eine Verbindung von parlamentarischer Freiheit und protestantischer Konfession, wie sie kaum enger gedacht werden kann. Freilich scheint es eine Art Gesetz in dem geschichtlichen Werden und Fortschreiten zu sein, daß an den Höhepunkten, wo eine langjährige Entwicklung abschließt, zugleich die Keime künftiger Abirrungen sich einsenken. Durch anderthalb Jahrhunderte hatte sich die englische Reformation bei aller Eigenart doch in vielfältiger Berührung mit dem Festlande vollzogen, nicht bloß in Sachen der äußern Politik, sondern noch mehr in Behandlung und Auffassung der religiös-kirchlichen Fragen. Es standen sich die beiden Parteien gegenüber: die bischöflich-aristokratische, die den neuen Geist möglichst in die alten Schläuche zu fassen, die Kontinuität zu wahren suchte, und die presbyterianisch-bürgerliche, die mit energischer Folgerichtigkeit für den neuen Geist und die neue Lehre nach dem Muster von Genf auch eine neue Verfassung suchte. Beide Parteien wollten die Reformation im Umkreise der ganzen Nation und in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Staate durchführen, aber in völlig verschiedner Form. Es war ein langes, wechselvolles Ringen; mit den Ereignissen von 1688 kam es zum Abschluß. Die bischöfliche Kirchenverfassung wurde zur einzig legitimen erklärt. Was schon 1662 nach der großen Revolution unter dem Druck und Drang der Reaktion geschehen war, das wurde jetzt besiegelt; die Presbyterianer wurden endgiltig aus der Staatskirche ausgeschlossen und in gleiche Linie mit den Sekten, den „Revolutionskirchen“ Englands, gewiesen. Die „Kirche Englands,“ die Staatskirche, stand von da ab einsam und isolirt unter allen Kirchen der Christenheit da. Durch die Reformation war sie von denen geschieden, die noch dem Papsttum anhingen. Durch ihre ausschließlich bischöfliche Gestaltung, durch Verwerfung aller nichtbischöflichen Weihen war sie fortan ebenso scharf geschieden von dem gemeinsamen Körper der protestantischen Kirchen, ob lutherisch oder reformirt. Mit der Austreibung der zweitausend presbyterianischen Geistlichen, welche Blüte und Kern, das eigentlich fortschreitende Element des englischen Protestantismus darstellten, kam plötzlich alle Aenderung, alles Streben nach Reform, alle nationale Entwicklung zum Stillstande; die englische Kirche versank auf lange in einen Zustand innrer Unbeweglichkeit und Leblosigkeit. Daß diese Wendung der Dinge auch für die presbyterianische Partei zu einer Verkümmerung des innern Gehalts und der freien Geistesbewegung führen mußte, liegt auf der Hand. Auf alle Fälle sind es diese Vorgänge, die, weit mehr noch als die insulare Lage des Landes, erklären, warum von da ab der kirchliche Protestantismus Englands und derjenige des Festlandes, insbesondre Deutschlands, trotz aller ursprünglichen Gemeinsamkeit der Ideen und der Interessen in gegenseitiger Absonderung ihre eignen Wege gingen. C S

*) Ranke, Englische Geschichte 5, 604.

Kinderlehre in Neapel

Lebensbild aus der katholischen Kirche Italiens

Wir sind im Dome zu Neapel an einem Sonntag Nachmittag gegen 4 Uhr. Meines Vaters Haus ist ein Bethaus, spricht der Herr; wir aber bemerken um die genannte Zeit ganz andre Dinge, als die zu einem Bethause gehören. Während vom Hochaltar der eintönige und oft mißtönige Chorgesang der Priester erschallt, macht sich vom rechten Seitenschiffe her ein brausender Lärm bemerkbar. Wir erblicken dort allerlei Volk, Kleine und Große, Junge und Alte, alle den untern Ständen angehörig, und wenn wir uns dazwischen begeben, müssen wir unwillkürlich an die babylonische Verwirrung denken, denn alles spricht, plappert, lärmt, schilt, schreit durch einander. Als ich zum erstenmale dies Getümmel sah, kamen mir — leider — die ersten Zeilen der bekannten Kapuzinerpredigt aus Wallensteins Lager ins Gedächtnis. Was hat dies Gewimmel und dieser Lärm zu bedeuten? Der Kustode erteilt Aufklärung, aber nur mit dem kurzen Worte: Dottrina cristiana! Wir sind also, da dies Wort die Sache noch dunkler macht, auf unsre eignen Augen und Ohren angewiesen.

Wir bemerken bald, daß in diesem Chaos doch eine gewisse Ordnung herrscht. Es sind sitzende Gruppen vorhanden, die mit ihren Bänken jedesmal ein Viereck bilden, und jede dieser Gruppen hat ihren Leiter, einen jungen Geistlichen. Solche Gruppen sind etwa ein Dutzend vorhanden, aber zu nah an einander. Dazu kommen die, welche die Gruppen umstehen, von einer Gruppe zur andern wandern und dabei laute Unterhaltung pflegen. Was diesen Lärm noch vergrößert, ist der Umstand, daß hier sich Gruppen bilden und dort sich Gruppen lösen, jedesmal mit heillosem Geräusche. Eine Schar von Kindern im Alter von sieben bis zehn Jahren nähert sich und erhält von dem jungen Geistlichen Plätze. Aber diese südlichen Schäflein sind wie die jungen wilden Kälber auf der Weide. Kaum auf der Bank sitzend, springen sie wieder auf, wollen einen andern Platz, stoßen, drängen, fallen, lachen, weinen, bis der Geistliche donnernd dazwischen fährt und endlich, endlich diese Schar einstweilen zur Ruhe bringt. Einstweilen! Seht ihr, was der kleine Gennaro dort macht? Er ist aufgestanden, hat sich dann leise unter der Bank versteckt und kneift seine Genossen; die schreienden springen auf, die Bank fällt um, und da liegen sie, um dann schnell wieder aufzustehn. Die Umstehenden lachen, der Geistliche aber schilt und braucht Dialektausdrücke, die wir nicht wohl wiederholen können. Habt ihr die Maria dort gesehn? Sie zieht eine Orange aus dem Körbchen, häutet sie mit wundersamer Geschicklichkeit ab, teilt sie in Stücke und verteilt diese; der Geistliche erhält auch eins. Die zehnjährige Concetta da drüben, die älteste ihrer Geschwister, hat ihr jüngstes Brüderchen auf dem Arme; das ist sieben Monate alt, und die Schwester ist seine Pflegerin. Zu Hause darf das Brüderlein nicht bleiben, denn die Mutter ist mit dem Vater heute Sonntag in der Campagna, um sich gütlich zu thun; will also die Concetta zur Dottrina cristiana, so muß sie den Bruder mitnehmen. Der Kleine ist von dem Lärm erwacht und schreit; aber dies stört den Geistlichen nicht. Nachdem sich die Herde beruhigt hat, setzt er sich, zieht ein kleines Heft aus der Tasche, und nun beginnt die Dottrina cristiana, d. h. also die Kinderlehre.

„Wir stehen bei Lektion 5. Von dem, was wir zu glauben haben.“ So beginnt unser Katechet. „Noch einmal die letzten Fragen.“ Er liest: Sprecht den zwölften Artikel! — Ein Mädchen antwortet: Ich glaube, daß, wenn wir christlich leben und christlich sterben, wir uns ewig im Paradiso erfreuen werden (godremo eternamente in Paradiso). Diesen Satz bringt das Mädchen unter Nachhilfe des Geistlichen heraus. Dann stockt sie, und ein andres Mädchen fährt fort: Dagegen aber — dagegen aber — — sie stockt. Geistlicher: Ach was, du! — —

Alles vergissest du. Ich will dirs sagen, und nun sprich mir nach. Er sagt ihr den folgenden Satz Wort für Wort, und sie spricht ihn Wort für Wort nach: Wenn — wir — nicht — das — Gesetz — Gottes — beobachten — — (hier entsteht ein neuer Lärm, denn ein Knabe hat den andern von der Bank gestoßen; der Geistliche spricht ruhig weiter), so — werden — wir — ewig — zur — Hölle — verdammt (siccome per contrario, se non osserveremo la legge di Dio, saremo dannati eternamente all' Inferno). Gedankenlos liest der Katechet die folgende Frage: Che cosa è il Paradiso? Die Kinder schweigen, viele sind mit Orangen beschäftigt. Der Geistliche sagt die Antwort vor, ein Kind spricht sie gedankenlos Wort für Wort nach: Es ist ein Ort der ewigen Glückseligkeit (felicità), wo wir als die mit allem Guten überhäuften Geister Gott lieben, genießen, besitzen, und nicht zu fürchten brauchen, daß uns ein Uebel treffen sollte. Diese Erklärung, stark nach dem muhammedanischen Katechismus neigend, wiederholen auch andre Kinder; nur ein einziger Knabe ist im stande, jenen Satz auswendig herzusagen. Der Katechet liest: Che cosa è l'Inferno? Dann liest er weiter, und ein Kind spricht Wort für Wort nach: Die Hölle ist ein entsetzlicher (orribile) Ort, wo die verdammten Seelen, mit allem Uebel belastet und ohne Hoffnung auf irgend ein Gutes, ein ewiges Feuer erleiden und ewig von Gott geschieden sind. Die nachsprechenden Kinder zeigen nicht die mindeste Teilnahme, denken sich gar nichts bei der Antwort, und der Katechet verlangt nichts weiter, als ein wörtliches Nachsprechen. Er liest die folgende Frage: Wer zur Hölle oder zum Paradiese geht, geht er dahin allein als Geist, oder auch mit dem Körper? Die Antwort, ebenso nachgesprochen, lautet: Nach dem Tode geht er dorthin als Geist, aber nach dem Tage des allgemeinen Gerichts geht er dorthin auch mit dem Körper, den ein jeder wiedernehmen wird (che ciascuno ripiglierà).

Wir gehen zu einer zweiten Gruppe und sehen zu unserm Staunen nicht nur Jungfrauen im Alter von etwa achtzehn bis zwanzig Jahren, sondern unter ihnen auch hochbetagte Mütterchen. Der junge Katechet dieser Gruppe behandelt Lektion 8 der dottrina cristiana, d. h. er liest die Frage und die gefragten Antworten gedankenlos mit den Worten des Büchleins. Frage: Sind außer den Geboten Gottes noch andre Gebote zu beobachten? Antwort: Ja, die Gebote der Kirche. Frage: Recitate i Commandamenti della Chiesa. Antwort: 1. Höre die Messe jeden Sonntag und an den andern befohlnen Festtagen. 2. Faste in der Fastenzeit, an den befohlnen Vigilien und iß kein Fleisch am Freitag und Sonnabend. Hier wird die dottrina cristiana durch Lärm unterbrochen, denn eine entlassne Gruppe stürmt lachend und scherzend vorbei, um so schnell als möglich ins Freie zu kommen. Dann gehts weiter: Viertes Gebot: Teilnahme an der Kommunion zu Ostern, also wenigstens einmal im Jahre. Fünftes Gebot: Zahle die Zehnten (le decime) an die Kirche. Sechstes Gebot: In den verbotnen Zeiten feire keine Hochzeit. Frage: Wer hat der Kirche die Macht gegeben, diese sechs Gebote zu erlassen? Antwort: Jesus Christus, der uns nicht nur befohlen hat, dem von der Kirche erlassnen Gebot zu gehorchen, sondern der auch will, daß, wer der Kirche nicht gehorcht, als Ungläubiger (infedele) betrachtet werde. Frage: Warum hat Christus jene sechs Gebote gegeben? Antwort: Fast alle sind erlassen, um die fedeli in der Beobachtung der Gebote Gottes eifrig zu machen. Hier wird die dottrina cristiana unterbrochen, denn ein ältrer Geistlicher erscheint und hält mit einigen jener sitzenden Frauen eine Unterredung, die aber mit der dottrina absolut nichts zu schaffen hat. Wir gehen zu einer nahen dritten Gruppe.

Ein junger Kleriker behandelt seinen Gegenstand mit etwa zwanzig Mädchen im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren. Die Mädchen sind nicht im mindesten bei der Sache, und wenn eine nachsprechend antwortet, lachen und plaudern die andern. Hinter ihnen stehen Frauen, offenbar die Mütter dieser hoffnungsvollen Christinnen, und ermahnen von Zeit zu Zeit mit Wort und That zur Aufmerksamkeit. Was ist eine Todsünde (peccato mortale)? Antwort: Wenn wir bei klarer Vernunft und mit Ueberlegung einen schweren Verstoß (qualche mancanza grave) gegen das Gesetz Gottes oder gegen das Gesetz der Kirche begehen. Frage: Was ist eine verzeihliche Sünde (peccato veniale)? Antwort: Wenn die mancanza gegen das Gesetz Gottes oder gegen das Gesetz der Kirche eine leichte (leggiera) ist und nicht mit voller Ueberlegung geschieht. Frage: In welcher Art kann man sündigen? In Gedanken, Worten und Werken. Gebt ein Beispiel! Antwort: Wenn ein sündiger (disonesto) Gedanke in mir auftaucht und ich mich bemühe, ihn zu vertreiben, so sündige ich nicht; wenn ich ihn dagegen träge und nachlässig vertreibe, sündige ich verzeihlich (venialmente); wenn ich aber zustimme und ihn mit Freuden festhalte, so begehe ich in Gedanken eine Todsünde. Wenn ich eine einfache Lüge sage, so sündige ich verzeihlich; wenn ich aber mit der Lüge meinem Nächsten einen schweren Schaden zufüge, begehe ich mit Worten eine Todsünde. Wenn ich am Sonntag ohne berechtigten Grund (causa legittima) kurze Zeit arbeite, sündige ich venialmente; wenn ich aber eine beträchtliche Zeit arbeite, begehe ich mit Werken eine Todsünde. Frage: Was sind die Wirkungen des peccato mortale? Antwort: Die Todsünde raubt der Seele das geistliche Leben, d. h. die grazia und amicizia Gottes. Deshalb wird, wer auch nur eine einzige Todsünde in seinem Leben begangen hat, für ewig zur Hölle verdammt.

Was sagen ernste Katholiken hierzu? Was heißt das: Kurze Zeit arbeiten? Ists eine halbe, ists eine ganze Stunde? Eine einfache Lüge ist nichts, aber eine Lüge mit beträchtlichem Schaden ist etwas. Beginnt der schwere Schaden mit 50 Mark? Oder mit 100? Wer bestimmt das? Was ist ein schwerer Verstoß gegen die Gebote, was ein leichter? Wo ist der Gerichtshof dafür?

Jeden Sonntag Nachmittag findet in den Parochialkirchen die dottrina cristiana statt. Wie sehr „die Kirche" dies als Nebensache betrachtet, erhellt daraus, daß sie diese Kinderlehre jungen Geistlichen (Seminaristen) überläßt und nichts fordert, als ein Nachplappern der Worte. Das in Fragen und Antworten abgefaßte Büchlein hat den Titel: Dottrina cristiana, ristampata per ordine dell' eminentissimo Sig. Cardinale G. Sanfelice, Arcivescovo di Napoli, ad uso della sua chiesa. Gedruckt in der erzbischöflichen Druckerei. Der Verfasser dieses Katechismus ist nicht genannt.

Um die Kinder zur Teilnahme zu ermuntern, werden Belohnungen verteilt, namentlich Bilder; doch ist die kleine Zahl teilnehmender Knaben auffallend. Auch in Rom hält man „dottrina"; dort herrscht bis heute die Sitte, daß die Knaben, die am besten ihre Sache hersagen, im Herbst zu einem Wettkampf zusammenkommen. Der allerbeste wird dann zum Imperatore della dottrina cristiana ernannt, besteigt in einer Kirche unter Beisein vieler Prälaten und tiefgerührter Mütter einen Thron und erhält eine Audienz beim Papste, sowie Geschenke von ihm. Noch im letzten Herbst wurde laut Bericht des vatikanischen Hofblatts jenes seltsame, kindliche Kaiserschauspiel unter Beisein ergrauter, kindlich froher Kardinäle aufgeführt. T

Aus Bayern

(Zur Denkschrift der bayrischen Bischöfe) Auf die Antwort des Kultusministers von Lutz hin hat der Papst ein Schreiben an den Erzbischof von München gerichtet, in dem er sich über das Maß der staatlichen Zugeständnisse ausspricht. Er findet dies so gering als möglich. Da nach seiner Meinung die Zusicherung des Ministers, daß künftighin weltliche Kommissare bei der Wahl von Ordensobern oder bei der Gelübdeablegung nicht mehr erscheinen werden, nur einer Forderung der Billigkeit entspricht, und abgesehen vom freundlichen Tone der Antwort diese lediglich thunlichstes Entgegenkommen in manchen Punkten zusichert, anderseits aber sich in dem ministeriellen Erlasse Stellen finden, die sich mit der katholischen Lehre einfach nicht vertragen oder gegen die heiligsten Grundsätze verstoßen, die die Kirche über die wechselseitigen Rechte und Pflichten der geistlichen und weltlichen Gewalt stets festgehalten hat, — so steht der ganze Bescheid mit den Wünschen des Papstes durchaus nicht im Einklange. Maßgebend für das Verhältnis der weltlichen zur geistlichen Gewalt in Bayern sei das Konkordat, und warum dies infolge widersprechender Staatsgesetze seine Kraft verlieren sollte, könne er nicht begreifen.

„Der apostolische Stuhl hat das Konkordat immer treu gehalten." Wenn dieser Satz keine leere Phrase sein soll, da doch für die katholische Kirche, die durch das Konkordat seinerzeit in alle von ihr geforderten Rechte eingesetzt wurde, von ihrem Standpunkte aus kein vernünftiger Anlaß vorliegt, das Konkordat nicht zu halten, so wird in dieser Be-

merkung mittelbar der Regierung Vertragsbruch vorgeworfen, und der Papst stellt sich damit vollkommen auf die Seite der Intransigenten. Zugleich leugnet der heilige Vater die Zugeständnisse ab, die sein Vorgänger Pius VII. durch seine Anerkennung der Tegernseer Erklärung gemacht hat, da er von einem erfolgten praktischen Ausgleiche der prinzipiellen Widersprüche zwischen den Forderungen der Kurie und den Grundsätzen des modernen Staates nichts wissen will.

Besonders schmerzlich empfindet es Leo, daß ihm jede Hoffnung auf Widerkehr der ausgewiesnen Ordensgesellschaften abgeschnitten ist, und daß man von den Schulschwestern jetzt ein höheres Maß von Kenntnissen verlangt als sonst. Er fordert schließlich sämtliche Bischöfe auf, die Stimme der Wahrheit niemals verstummen zu lassen, und stellt ihnen dafür den reichen Lohn des Himmels in Aussicht.

Ansprechender ist für uns Evangelische der Schluß des apostolischen Schreibens, worin Leo die Bischöfe ermahnt, Sorge zu tragen, daß die ihnen anvertrauten Sprengel durch Glaubens- und Sitteneinheit, durch Pflichttreue und Nächstenliebe allen voranleuchten. Sie sollen in dem Streben, sich um das Vaterland verdient zu machen, größre Hingabe zeigen als die Verächter der Religion in der Sucht, Schaden anzurichten. Schade nur, daß diese dem Oberhaupte einer Kirche so wohl anstehende, wahrhaft christliche Ermahnung blos den befriedigenden Abschluß des Schreibens bildet.

Mit diesem päpstlichen Gutachten dürfte das bischöfliche Memorandum für immer seine Erledigung gefunden haben. Im besten Falle beschäftigt sich früher oder später wieder ein Katholikentag mit ihm.

M K

(Der Besuch von Vorlesungen über katholische Philosophie und Geschichte) Der bayrische Kultusminister hat in seiner Antwort auf das bischöfliche Memorandum auch für die Zukunft die Anstellung eines streng kirchlichen Professors für Geschichte und Philosophie in Aussicht gestellt. Man mußte sich beim Lesen des bezüglichen Abschnitts billig fragen, wer denn eigentlich unter den Studenten solche Kollegien anhört. Nun bringt das Würzburger Journal in einem Artikel über die Verhältnisse der Würzburger Universität einen wesentlichen Teil der Lösung dieser Frage, wenn es schreibt:

„Im Hörsaale für thomistische Philosophie sitzen stets gar viele, die dieses Kolleg nicht brauchten, z. B. angehende Mediziner, aber als Mitglieder einer katholischen Studentenverbindung hineinkommandirt werden, damit man von gewisser Seite mit der starken Nachfrage nach „katholischer“ Wissenschaft Staat machen kann. Aehnlich wird es gemacht, wenn und wo etwa für katholische Geschichte ein eigner Lehrstuhl besteht oder errichtet wird. Da diese Verbindungen durch das ganze Reich hin im Kartell stehen, so wird eventuell auch für Zuzug gesorgt.“

Also auch hier die stramme Organisation! M K

(Katholische Geographie) In Nr. 18 der Christlichen Welt waren einige Proben mitgeteilt, wie nach römischen Ansprüchen der Geschichtsunterricht an evangelischen Schulen künftig erteilt werden solle. Ein passendes Gegenstück dazu ist folgende kleine Begebenheit, die zeigt, daß auch Geographie im ultramontanem Sinne betrieben werden kann: In der katholischen Schule des Marktfleckens M. im bayerischen Oberfranken fand vor einiger Zeit durch den als Distriktsschulinspektor fungirenden katholischen Ortspfarrer die jährliche Schlußprüfung statt. Als Geographie an die Reihe kam, stellte der Lehrer die Frage nach der Hauptstadt Deutschlands. Eines der Kinder nannte Berlin. Diese Antwort fand jedoch keineswegs den Beifall des genannten Schulinspektors, der vielmehr also einfiel: „Das ist nicht wahr, Rom ist die Hauptstadt der Welt und deshalb auch die Hauptstadt Deutschlands.“ Sr

Verschiedenes

(Beschluß der kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen) am 29. Mai dieses Jahres:

1

Angesichts der Thatsache, daß in verschiednen protestantischen Kirchengemeinschaften die Zahl der Theologen über das Bedürfnis hinaus wächst, erklären wir es als höchst wünschenswert, daß gesunde, befähigte gläubige Kandidaten und junge Pfarrer sich dem Missionsdienst unter den Heiden zuwenden, damit in ausgiebiger Weise dem Mangel an Arbeitern abgeholfen werde.

2

Auf daß diese Angelegenheit in immer weitern Kreisen der protestantischen Christenheit lebendige Teilnahme finde, erscheint es als heilsam, daß unter der akademischen Jugend Kenntnis und Verständnis der Heidenmission mehr als bisher verbreitet werde.

3

Zugleich richtet die Konferenz an die Vorsteher der höhern Lehranstalten und im besondern auch an die Religionslehrer die Bitte, begabten Zöglingen, die aus innerm Berufe sich dieser wichtigen Sache des Reiches Gottes widmen möchten, die Wege dazu auf alle erlaubte und geeignete Weise zu ebnen durch Beratung sowie durch Erleichterung und Vermittlung des Uebergangs auf ein Missionsseminar für den Fall, daß nach der Individualität des betreffenden Zöglings dieser nähere Weg dem weitern durch eine abgeschlossne akademische Bildung vorzuziehen sein sollte.

(Sächsische Geschichte im Wettinerjubiläumsjahr 1889) Daß das Wettinerjubiläum des Jahres 1889 allerorten im Sachsenlande mit ungeteilten Gefühlen der Dankbarkeit gegen einen edeln Fürsten, einen bewährten Schlachtenlenker, aber auch einen Hort des Friedens, wie König Albert es ist, gefeiert werden wird, versteht sich von selbst. Daß die Presse bei dieser Gelegenheit ganz hervorragend thätig sein muß, war gleichfalls von vornherein zu erwarten. Von selbst lenkt der Blick des Volkes sich in die Vergangenheit. Mag man nun gegenüber den bestehenden Verhältnissen urteilen, wie man will: daß diese Gelegenheit nicht Veranlassung bietet, die Reformation und Friedrich den Weisen besonders zu erheben und in den Vordergrund zu stellen, sagt jedem sein Zartgefühl. Anderseits aber muß das evangelische Sachsen es sich entschieden verbitten, wenn in unwürdiger Weise davon gesprochen, wenn die Reformation als „Umsturz“ bezeichnet wird. Das geschieht in einer uns vorliegenden Jubiläumsschrift, verfaßt vom Schuldirektor Paul Kunath in Dresden (Huhles Verlag; Preis 20 Pf.). Wir teilen die betreffende Stelle, die übrigens nicht ohne historische Fehler ist, im Folgenden mit:

„Hier [in Wittenberg] wirkte Dr. Martin Luther als Lehrer und Prediger, und hier begann er das Werk der Reformation, indem er den 31. Oktober 1517 an die Schloßkirche fünfundneunzig Streitsätze anschlug. Dieser Schritt erregte in ganz Deutschland großes Aufsehen; denn in jenen 95 Sätzen wurde eine ganze Reihe von Lehren der katholischen Kirche angegriffen. Kurfürst Friedrich der Weise hatte Luthers Schritten beigestimmt. Als er aber sah, welch gewaltige Folgen sein Beginnen hatte und welcher Riß in der Kirche zu entstehen drohte, war er betroffen und bemühte sich zu vermitteln. Er drang jedoch darauf, daß Luther nicht in Rom, sondern in Deutschland zur Verantwortung gezogen werde, und dies führte zu den Unterredungen mit Kajetan und Miltitz.

Auch der Herzog von Sachsen, Georg der Bärtige, Sohn Albrechts des Beherzten, wünschte Aenderungen in den kirchlichen Dingen, aber er wollte keinen Umsturz, wünschte auch nicht, daß die Bewegung von Wittenberg ausgehe. Er schlug eine Disputation der Parteien vor, und dieselbe wurde auch in seiner Gegenwart zwischen Luther und Eck abgehalten, hatte aber keinen entscheidenden Erfolg. . . . .

Als nun Kurfürst Friedrich gedrängt wurde, Luther vor Gericht zu senden, erklärte er dem Kaiser, er wolle ihn auf den nächsten Reichstag selbst mitbringen. Nur stellte er hierbei die Bedingung, daß der Kaiser freies Geleit zusage und sein Wort auch dann noch halte, wenn Luther als Ketzer verurteilt werden sollte. Luther zog sich auf dem Reichstage zu Worms vor Kaiser und Reich so mächtige Feinde zu, daß es der Kurfürst für geraten fand, ihn den Nachstellungen derselben zu entziehen. Mit Hilfe einiger befreundeter Ritter ließ er ihn auf seiner Rückreise von Worms auf die Wartburg bringen, und hier benutzte Luther die freie Zeit, die Bibel ins Deutsche zu übersetzen. Dieses große Werk hatte außer der kirchlichen Bedeutung auch einen sehr großen Einfluß auf die Hebung der deutschen Sprache. . . . . Luther schritt auf dem betretnen Wege weiter, und die Zahl derer, welche sich von der katholischen Kirche ab- und ihm zuwandten, mehrte sich bedeutend.“ G B

Zur Beachtung

Um rechtzeitige Erneuerung der Bestellung für das kommende Vierteljahr wird hiermit gebeten. Bei eintretenden Unregelmäßigkeiten wolle man sich ohne Verzug an die betreffende Postanstalt oder Buchhandlung wenden, da die Versendung des Blattes durch die Verlagshandlung in keiner Weise unterbrochen wird. Probenummern und Prospekte stehen zur freundlichen Empfehlung des Blattes jederzeit in beliebiger Anzahl unentgeltlich zur Verfügung. Ebenso nimmt die Verlagshandlung nach wie vor monatliche Probebestellungen an; d. h. sie übernimmt es, gegen Einsendung von fünfzig Pfennigen an die miteingesandte Adresse je vier auf einander folgenden Nummern alsbald nach ihrem Erscheinen zu verschicken unter Beifügung einer entsprechenden Nachricht für den Adressaten. Diese bewährte Einrichtung sei allen Freunden und Förderern unsers Blattes hiermit wiederholt empfohlen.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Ein geprüfter **Cand. theol.** sucht baldigst Stellung als **Prädikant** oder **Hauslehrer**, auch im Ausland.
Gefl. Offerten unter **A. G.** an die Exped. erbeten.

Ich beabsichtige zu einem 13jährigen gut gearteten Knaben noch einen zweiten, nicht unbegabten Knaben etwa gleichen Alters zu gemeinsamer Erziehung u. gemeinsamem Unterricht (Quarta-Kursus) in mein Haus aufzunehmen.
Pfarrer **Habermann**, Zwinge (Harz).

Gesucht werden einige Exemplare des
I. Quartales lauf. Jahrg.,
welches bei der Verlagsbuchhandlung vergriffen ist.
Gefl. Offerten an
Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig